

TV-Event: Aufbruch in der Psychiatrie der 70er Jahre

Von Nicole Tschanz

Der neue von SRF produzierte Schweizer Film handelt vom Aufbruch in der Psychiatrie in den späten Siebzigerjahren. Und er zeigt die Gründung der Pro Mente Sana.

Der Film erinnert an ein dunkles Kapitel der Schweizer Psychiatriegeschichte, als der Befund «psychisch krank» für viele Menschen eine jahrelange Unterbringung in einer Klinik zur Folge hatte – ohne Möglichkeit auf ambulante Behandlungs- und Wohnformen und abgeschnitten vom gesellschaftlichen Leben. Auf authentische Weise zeigt der Spielfilm «Aus dem Schatten – eine Zeit der Hoffnung» die damaligen Zustände in psychiatrischen Kliniken, die oft mehr Haftanstalten als Orte der Genesung waren. Erzählt wird, wie der unermüdliche Kampf für die Rechte von psychisch Beeinträchtigten trotz Rückschlägen und strukturellen Machtkämpfen zu menschlicheren Behandlungsmöglichkeiten und Reformen in der Psychiatrie führte. Die Geschichte endet mit der Gründung der Stiftung Pro Mente Sana, die den Betroffenen und Angehörigen

Ende der Siebzigerjahre erstmals eine Stimme gab. Pro Mente Sana hat sich den Film zusammen mit dem Regisseur Marcel Gisler sowie einer Gruppe von Betroffenen, Angehörigen und Fachleuten angeschaut. In einem trialogischen Gespräch wurde anschliessend diskutiert über die Geschichte und Herausforderung der Psychiatrie von damals und heute.

Teilnehmende am trialogischen Gespräch

Marcel Gisler (**MG**), Regisseur des Films; Natascha Simon (**NS**) und Lukas Huppenbauer (**LH**), Peers; Bruno Facci (**BF**), Präsident VASK, Dachverband der Vereinigungen von Angehörigen psychisch Kranker; Thomas Lampert (**TL**), Vorstandsmitglied des Netzwerks Angehörigenarbeit Psychiatrie; Christa Schwab (**CS**), Verantwortliche Bernisches Aktionsbündnis Psychische Gesundheit, Kantonale Behindertenkonferenz Bern; Jürg Gassmann (**JG**), Rechtsanwalt und ehemaliger Geschäftsleiter der Stiftung Pro Mente Sana; Marcel Wisler (**MW**), Co-Leiter Kommunikation Pro Mente Sana



Vordere Reihe v.l.n.r.: Lukas Huppenbauer (LH), Natascha Simon (NS), Bruno Facci (BF), Marcel Gisler (MG)
Hintere Reihe v.l.n.r.: Jürg Gassmann (JG), Thomas Lampert (TL), Marcel Wisler (MW), Christa Schwab (CS)



«Aus dem Schatten - eine Zeit der Hoffnung»

Ein Film von Marcel Gisler

Die Sozialpädagogin Christa, gespielt von Anna Schinz, tritt nach ihrem Universitätsabschluss 1977 ihre erste Stelle im Sozialdienst der ländlichen psychiatrischen Klinik Sonnenhof an. Ihr Freund Marc (Matthias Britschgi) arbeitet dort bereits als Assistenzarzt. Die beiden verbinden ihre frischen, modernen Ideen zum Umgang mit Patientinnen und Patienten. Diese sollen möglichst ambulant und ausserhalb der Klinikmauern betreut werden und selbstbestimmt am Leben teilnehmen können. Doch der anfängliche Enthusiasmus des jungen Paares wird schon bald durch den Widerstand des Klinikchefs Professor Sennhauser (Stefan Kurt) auf eine harte Probe gestellt. Die Machtspiele des Patriarchen und das Festhalten an alten Strukturen gefährden sowohl ihre Beziehung als auch die Umsetzung ihrer Ideale einer «neuen Psychiatrie». Der fiktionale Film orientiert sich an der Lebensgeschichte von Verena Hunziker, einer der Gründerinnen der Pro Mente Sana.

MW: Was hat der Film bei euch ausgelöst?

LH: Der Film hat mich extrem aufgewühlt und mich an meine eigenen Erfahrungen erinnert. Es werden darin zwei wichtige Themen aufgenommen, die mich immer wieder empören: erstens die Arroganz der schnellen Diagnosestellung und Medikation. Und zweitens die Tatsache, dass Emotionen sofort als Symptome wahrgenommen werden. Das sagt auch etwas über das Gefühl der Ausweglosigkeit von Menschen in Krisen aus. Gleichzeitig habe ich die Seite von Professor Sennhauser gesehen und seine Position verstanden. Das hat mich berührt. Der Film zeigt, dass der Recovery-Prozess risikobehaftet ist. Recovery funktioniert nur, wenn die Gesellschaft bereit ist, auch Risiken zu tragen. Diese Erkenntnis bewegt mich und ich finde es gut, dass der Film diesen Aspekt nicht beschönigt.

TL: Das Risiko, das auch mögliche Suizide in der Behandlung einschliesst, ist meiner Meinung nach der Unterschied zur Psychiatrie von heute. Mich hat aufgewühlt, dass im Film das Projekt von einem offenen Wohn- und Behandlungsort durch den Suizid der Patientin beendet wurde. Heutzutage sind Gesellschaft und Psychiatrie eher bereit, mit Scheitern umzugehen und mehr mitzutragen. Darüber bin ich froh.

CS: Mich hat das klare Statement des Films berührt, dass ein Strukturwandel in einer Klinik nur gelingen kann, wenn er auf allen Hierarchiestufen mitgetragen wird. Am Ende des Films spürt man die Aufbruchstimmung mit der Gründung von Pro Mente Sana und deren Pioniergeist. Erstmals werden Patientenrechte in den Fokus gestellt.

JG: Ich finde den Film sehr gut gelungen, weil er ziemlich alle Spannungsfelder der Psychiatrie aufzeigt – manchmal etwas klischiert, aber insgesamt glaubwürdig und authentisch. Deshalb bin ich hin und her gerissen: auf der einen Seite zu sagen, dass es zum Glück heute nicht mehr so ist wie damals Ende der Siebzigerjahre. Gleichzeitig habe ich den Eindruck, dass trotz vieler Modernisierungen einiges noch nicht anders ist als damals. Die Bilder am Anfang des Films, wie beispielsweise das Deckelbad, begegnen uns heute zwar nicht mehr, ebenso wenig die administrative Versorgung, von der die Rede ist. Die Patientenrechte wurden wesentlich ausgebaut und es gibt einen besseren Rechtsschutz. Auf der anderen Seite spielen die gesellschaftlichen Interessen weiterhin eine grosse Rolle in der Psychiatrie ebenso die Angst vor Suizid, den es mit allen Mitteln zu verhindern gilt. Auch die Tatsache, dass die Kliniken und Ärzteschaft viel strukturelle Macht besitzen, bleibt unverändert. In zahlreichen psychiatrischen Kliniken herrscht



Professor Sennhauser (Stefan Kurt, links) auf Visite. Im Ärztetross Marc Bundi (Matthias Britschgi). ©SRF

nach wie vor ein paternalistisches Denken, mindestens in den oberen Hierarchiestufen. Und dies nicht unbedingt zum Wohl der Patientin und des Patienten.

BF: Was mich im Film beeindruckt hat, ist die Tatsache, wie schnell früher Medikamente verordnet wurden. Ich war vor drei Tagen bei meinem Bruder, der kürzlich als Patient in eine psychiatrische Klinik eingetreten ist. Dort läuft es immer noch genau gleich. Es wird hauptsächlich über Medikamente gesprochen. Hat sich überhaupt jemand überlegt, weshalb mein Bruder seine Medikamente wieder abgesetzt hatte? Er tat dies, weil er unter deren Nebenwirkungen litt, abwesend wirkte und nicht mehr sich selbst war. Doch niemand wollte das hören. Nicht einmal der Arzt ist darauf eingegangen. In den Kliniken haben Medikamente noch immer ein sehr grosses Gewicht. Da hat kaum ein Fortschritt stattgefunden.

NS: Mich hat es sehr berührt zu sehen, wie die Patientinnen und Patienten weggesperrt wurden und man ihnen

wirklich alles abgesprochen hat. Wie sie sich vor versammelter Ärzteschaft auf einen Stuhl setzen mussten – ein Zucken reichte, und die Diagnose war gefällt. Das finde ich schlimm. Ich muss jedoch auch sagen, dass sich seither viel verändert hat. Und trotzdem hinkt das System hinterher. Es geht noch immer oft nach der Diagnose, die auf dem Papier steht. Und die erste Reaktion auf eine Krise ist, die Medikamente zu erhöhen. In meiner Ausbildung zur Peer sehe ich, dass es sehr auf die Institution ankommt. Oftmals ist der Recovery-Gedanke zwar vorhanden, aber das Umfeld schwierig.

MW: Was denkst du als Regisseur zu den Reaktionen?

MG: Wir sind hier lauter Personen, die auf die eine oder andere Weise einen Bezug zum Thema haben. Ich frage mich natürlich, wie ein Publikum den Film «liest», das nichts damit zu tun hat. Den Aspekt der Medikamente hätte ich gerne mehr thematisiert und den Reformbedarf aufgezeigt, den es zu dieser Zeit gab. Ich hätte auch gerne

die Wirkung der Medikamente auf die Patientinnen und Patienten gezeigt. Meine Sorge ist, ob das für «Uneingeweihte» genug dokumentiert wird. Das Vorbild für Professor Sennhauser war natürlich Roland Kuhn gewesen, der Medikamenten-Pionier, der bis Ende der Siebzigerjahre in der Psychiatrischen Klinik Münsterlingen klinische Medikamententests durchführte. Solche Details werden im Film angedeutet. Ich musste abwägen, wie viel Information ich reinbringen kann, ohne dass der Fernsehfilm seinen unterhaltsamen Charakter verliert.

MW: Gab es einen Konflikt zwischen dir und dem Fernsehen, wenn du sagst, du hättest noch weitere Aspekte im Film zeigen wollen?

MG: Als ich bei der Drehbuchfassung als Regisseur dazu kam, fragte ich, ob der Medikamentenskandal der Hauptfokus der Geschichte sein könnte. Aber man hat sich für einen anderen erzählerischen Fokus entschieden. Die Verantwortlichen, also die Ärzte und die Sozialarbeiterin, und deren Auseinandersetzung sollten thematisch im Mittelpunkt stehen und nicht die Betroffenen. Dass die Geschichte von dieser Seite beleuchtet wird, finde ich gut. Denn dort finden die Machtkämpfe statt: Reformideen gegen alte Strukturen. Es wäre auch spannend gewesen, den Aufbau von Pro Mente Sana und die Hindernisse, die es zu überwinden gab, zu erzählen. Doch das wäre dann ein anderer Film geworden.

JG: Im Film sieht es so aus, als sei die Gründungsgeschichte von Pro Mente Sana «bottom up», also von unten nach oben passiert. Die wahre Geschichte ist jedoch, dass es mit Dr. Paul Plattner, damals Chefarzt des «Nervensanatoriums Wyss» in Münchenbuchsee, ein Psychiater war, der die Idee von Pro Mente Sana lancierte. Die Gründung geschah also eigentlich umgekehrt: «top down», von oben nach unten. So wie im Film dargestellt, vermag die Geschichte die Zuschauer wohl stärker zu berühren. Und in der Tat gab es damals viele Sozialarbeitende wie Christa Liniger, die sich mit den Verhältnissen in der Psychiatrie schwergetan haben. Genau da liegt das Spannungsfeld in der Psychiatrie. Die Mitarbeitenden an der Basis haben oftmals zu wenig Kraft und Einfluss, um Reformen zu initiieren, weshalb diese von oben eingeleitet werden. Um auf den Titel «Aus dem Schatten – eine Zeit der Hoffnung» zu kommen: Was passiert später mit diesen Reformen, wie lange lebt die Hoffnung? Die Realität zeigt, dass viele Bemühungen wieder versanden, wenn eine starke Basis fehlt, die immer wieder darauf pocht, dass die Veränderungen weitergehen. Im Film wird die Geschichte der Sozialpsychiatrie erzählt, wie sie aufgegleist wurde und wie sie Auftrieb erhielt. Inzwischen gibt es ein gut ausgebautes Netz von sozialpsychiatrischen Institutionen: Wohnheime, betreutes Wohnen, aufsuchende Hilfe, Sozialfirmen usw. Aber unterdessen

«Der Schlüsselsatz im Film: Die Gesellschaft will Isolation. Und dieser Wunsch wird von der Klinik ausgeführt.»

Lukas Huppenbauer

wird auch dieser Bereich sehr stark von der Schulpsychiatrie kontrolliert. Es wirkt alles sehr modern und sieht gut aus. Das Rebellische, eine wichtige Funktion der Sozialpsychiatrie, ist jedoch verloren gegangen.

LH: Ich finde es nicht schlecht, dass der Film die Medikation und Nebenwirkungen nicht stärker thematisiert. Denn das könnte schnell ins Klischeehafte für die Patientinnen und Patienten kippen. So gesehen finde ich es eine schöne Seite des Films, dass die Patientinnen und Patienten ein anderes Gesicht haben und nicht so extrem wie im Film «Einer flog über das Kuckucksnest» dargestellt werden. Und was das Ausmass der Wirkungen und Nebenwirkungen betrifft: Ich erinnere mich, als ich mit sechzehn Jahren, 1980, für acht Monate in der Klinik war und man im Laufe kurzer Zeit zehn verschiedene Medikamente ausprobierte: drei Neuroleptika, zwei Antidepressiva, drei Schmerzmittel plus noch zwei gegen die Nebenwirkungen. Das war zur Zeit des gezeigten Films, als man alles ausschliesslich medikamentös regeln wollte.

MW: Habt ihr das Gefühl, dass der Film anstatt zu entstigmatisieren noch mehr Vorurteile nährt?

TL: Genau das Gegenteil ist der Fall und ich bin froh, dass der Film moderat daherkommt. Es gäbe sicher viele Szenen von der damaligen Zeit, die schockierend wären. Der Film führt in die Zeit vor vierzig Jahren, aber einige Leute haben wahrscheinlich Mühe, den Sprung von damals zu heute zu machen. Und trotzdem finde auch ich, dass die Kernaussage noch immer hochaktuell ist: Es braucht eine Reform, wenn man bedenkt, dass heute im Vergleich zu damals noch rund zwei Drittel der Forderungen für die Rechte psychisch beeinträchtigter Menschen unerfüllt sind. Wir tun gut daran, uns weiterhin zu öffnen und Reformen in der Psychiatrie zuzulassen. Ich bin zuversichtlich, dass dies möglich ist, aber die Psychiatrie ist mit dem



Aufnahmen für die Radiosendung: Patient Thomas Strecker (Jonas Gygax) erzählt Christa (Anna Schinz) und Peter (Hans Caspar Gattiker) seine Geschichte. ©SRF

ganzen politischen Anteil und dem Finanzierungssystem ein träger Dampfer. Trotzdem bin ich überzeugt, dass wir uns auf gutem Kurs befinden.

CS: Es ist eher die institutionelle Psychiatrie, die der Film stigmatisieren könnte. Aber am Schluss spürt man die Aufbruchstimmung und dass sich daraus etwas Neues entwickelt. Man versteht auch, dass die Idee von zeitgemässen Behandlungs- und Wohnformen ausserhalb der psychiatrischen Klinik durch den Suizid der Patientin nicht schiefgelaufen ist, weil sie im Grundsatz nicht funktionierte. Sondern, dass die Reformen umso notwendiger waren.

MG: Der Aspekt, dass neue Psychiatrieformen auch mit Risiko behaftet sind, hat mir am Drehbuch gut gefallen. Und ich fand die Ambivalenz der Figur von Professor Sennhauser interessant. Er lebt die Philosophie von damals, die besagte, dass Isolieren für psychisch beeinträchtigte Personen besser ist, dass sie die Krankheit unter ihresgleichen besser ertragen als in einer Gesellschaft, die

sie verstossen hat. Doch der Professor ist den Menschen nicht zugewandt und nimmt sie nicht ernst, sondern sieht sie nur als Patientinnen und Patienten. Das ist sein Fehler.

BF: Interessant fand ich die Aussage im Film, dass Suizid immer möglich sei. Ein bekannter Professor aus Basel meinte schon vor vierzig Jahren, eine Klinik, in der Suizid nicht mehr möglich sei, sei unmenschlich. Damit hat er auch eine Grenze aufgezeigt. Wir sind eine Vollkasko-Gesellschaft, in der immer alles funktionieren muss und ja nichts aus dem Ruder laufen darf. Wenn etwas Schlimmes eintritt, kommt gleich die Frage nach Verantwortung und Schuld auf. Viel wichtiger als diese Frage fände ich, sich vermehrt der Menschen anzunehmen, die sich in einer solchen Situation befinden. Wenn sich jemand das Leben nehmen will, steckt viel Verzweiflung dahinter. Das kann nicht immer auf eine Krankheit geschoben werden. Indem man aufeinander zugeht und sich mit Menschlichkeit begegnet, könnte noch viel verbessert werden. Die Beziehung ist etwas vom Wichtigsten. Im Alltag der Psychiatrie hat sie

jedoch keinen grossen Stellenwert. Heutzutage weiss man, dass mehr Personal vor Ort sehr viele Zwangsmassnahmen verhindern könnte – oder zumindest verkürzen. Aber die Stellenprozentage bei den Betreuenden werden gekürzt, dafür diejenigen in der Administration erhöht.

JG: Die Darstellung der beiden Patientinnen wirkt auf mich sehr entstigmatisierend. Als Zuschauer kann ich gut nachfühlen, was für Lebensschwierigkeiten die beiden Frauen hatten. Und die Entstigmatisierung wird wirksam, wenn ich sehe, dass so etwas jedem passieren könnte, und dass es nicht die anderen und mich gibt. Damit komme ich auf den wahrscheinlich grössten Unterschied zwischen damals und heute zu sprechen: Die beiden Patientinnen mit ihren sozialen Schwierigkeiten würden dank der Möglichkeiten, welche die Sozialpsychiatrie mit ihren Einrichtungen im Wohn-, Arbeits- und Freizeitbereich heute bietet, nur noch für kurze Zeit in einer Klinik behandelt.

MG: Die Frage der Stigmatisierung ist auch eine gesellschaftliche. Das kennen wir doch alle durch persönliche Erfahrungen im Alltag. Wenn wir z.B. im Tram sitzen und einen Passagier sehen, der sich auffällig benimmt. Was machen die Leute? Es gibt ganz wenige, die in solchen Fällen den Kontakt mit der betreffenden Person aufnehmen. Die meisten sitzen da und hoffen, dass sie oder er nicht zu nahe kommt, weil sie nicht in der Stimmung sind, sich damit auseinanderzusetzen. Meiner Meinung nach hat sich die gesellschaftliche Akzeptanz nicht gross verändert.

LH: Da fällt auch der Schlüsselsatz zum Film: Die Gesellschaft will Isolation. Und dieser Wunsch wird von der Klinik ausgeführt. Hier braucht es aufklärende Arbeit – ein wichtiger Auftrag der Pro Mente Sana. Bezüglich der Isolation der Betroffenen in der Gesellschaft bin ich nicht sicher, ob sie sich wesentlich verändert hat. Ich sehe nach wie vor grosse Stigmatisierung und Ängste vor Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen und Auffälligkeiten. Was im Vergleich zu damals und heute unverändert bleibt, sind die Erfahrungen von den Betroffenen und ihre Ohnmacht in der Situation, in der sie sich befinden. Da kann die Institution noch so gut sein, diese Erfahrung des Ausgeliefertseins bleibt. In den Akutstationen von Kliniken gibt es noch heute Zwangsmassnahmen – angebrachte wie unangebrachte. Es gibt nach wie vor Situationen, in denen die Betroffenen eine fürchterliche und traumatische Erfahrung machen. Da sind wir nicht weiter, und vielleicht gibt es dafür auch nie eine adäquate Lösung.

MW: Der Film vermittelt am Ende mit der Gründung von Pro Mente Sana Aufbruchstimmung. Sind wir heute mit der Integration von Peers in der Psychiatrie wieder in einer ähnlichen Phase? Habt ihr das Gefühl, dass sich wieder etwas bewegt?

NS: Ich empfinde dies in jeder Klinik als sehr unterschiedlich. Oft ist es auch eine Frage des Geldes. Die Peers sind zusätzliche Arbeitskräfte, die kosten. Es muss auf jeden Fall ein Umdenken stattfinden. Strukturen lassen sich nicht von heute auf morgen ändern.

LH: Also, ich bin skeptisch, ob sich wirklich so viel bewegt. An den Gesprächen, die ich in Institutionen und mit potenziellen Arbeitgebern hatte, entstand bei mir eher der Eindruck, dass zwar viel von Peers und Recovery gesprochen wird, aber dass die Strukturen nach wie vor veraltet sind. Dass bereits ein Paradigmenwechsel stattgefunden hat, davon bin ich nicht überzeugt. Für eine veränderte Haltung braucht es noch sehr, sehr viel.

BF: Meiner Meinung nach gibt es ganz viele Kräfte, die wie im Film im Sinn der Sozialarbeiterin Liniger arbeiten. Sie können in den Institutionen einiges bewegen, aber immer nur im kleinen Rahmen. Wissen ist auf jeden Fall vorhanden, es geschieht jedoch noch zu wenig auf allen Ebenen. Dafür braucht es Leute, die das einfordern. Es liegt nicht immer nur am Geld und an der Zeit. Das Gelingen hängt auch davon ab, wie auf der Beziehungsebene gearbeitet wird. Wir müssen vermehrt miteinander nach menschlichen Lösungen suchen, Patientinnen und Patienten ernst nehmen und Angehörige miteinbeziehen.

Beratungen von Pro Mente Sana

Unter der Nummer **0848 800 858** oder über die Website **www.promentesana.ch** können sich Betroffene, Angehörige sowie Fachleute mit rechtlichen oder psychosozialen Fragen an unsere Fachpersonen und Peers wenden. Die Beratung ist kostenlos.

Nicole Tschanz

Mitarbeiterin Kommunikation
Pro Mente Sana

► n.tschanz@promentesana.ch